

„Ich schäme mich für dieses Land“

Nach dem Brexit /
Von Katy Derbyshire

Das Land, in dem ich geboren und aufgewachsen bin, dessen Pass ich besitze, hat mir vor fünf Jahren das Wahlrecht abgenommen. Nach fünfzehn Jahren im Ausland darf man dort nicht mehr abstimmen. Inzwischen haben 52 Prozent der dortigen Wähler dafür gestimmt, das Land von Europa abzuschneiden. Über die Hälfte der britischen Wähler hat eine verlogene, planlose Kampagne, die Ängste vor Immigration bis hin zum Mord geschürt hat, mit ihrer Stimme belohnt. Ich schäme mich für dieses Land.

Ich schäme mich schon lange für die historische Bürde, die mit der britischen Staatsbürgerschaft einhergeht: Kolonialismus, Rassismus, die Unterdrückung der Iren, die Unterstützung der Apartheid-Regime, Sklaverei, Aushungern und Massenmord zum Zwecke der Bereicherung. Und auch heute leben Menschen in Großbritannien, die die angeblichen Vorzüge des Kolonialismus für die Kolonisierten loben.

Kolonien, Sklaverei, Apartheid – und jetzt auch noch das

„Es war nicht alles schlecht. Denkt an die Eisenbahnen.“ Laut einer Umfrage von Januar 2016 sind 44 Prozent der befragten Briten stolz auf die Kolonialvergangenheit.

Bis jetzt hat es bei mir ganz gut geklappt mit der Verdrängung. Ich bin vor 20 Jahren nach Berlin gezogen und musste mich nur aus der Ferne über das Land ärgern. Und ich will hier bleiben, ich liebe diese Stadt, ich habe hier meine Freunde und mein Kind und ich fühle mich hier zu Hause. Ich liebe die deutsche Sprache, die Literatur, sogar das Essen und manchmal den Humor. Allerdings hatte ich mich bis jetzt um die Beantragung der deutschen Staatsbürgerschaft gedrückt.

Dieses diffuse Gefühl, nicht ganz dazugehören zu wollen. Ich wollte nicht noch eine ganze Ladung historisches Gepäck auf den Buckel packen. Ich wollte nicht sagen: ja, ich fühle mich als Deutsche, ich nehme nicht nur den Kolonialismus, sondern auch noch den Nationalsozialismus. Ich nehme nicht nur Ukup, sondern auch Pegida. Ich nehme nicht nur Enoch Powell, sondern auch Hoyerswerda. Ich mache mich gemein mit noch einer Nation, die Dreck am Stecken hat.

Ich weiß nicht, wie ich das Gefühl ablegen soll. Es ist nicht so, dass meine Vorfahren selbst Ausbeuter waren. Sie waren generationenlang Textilarbeiter, auf der einen Seite reisefreudige Kommunisten, auf der anderen zu arm, um jemals im Leben das Land zu verlassen. Sie haben ziemlich



Engländerin in Berlin. Katy Derbyshire lebt hier seit 20 Jahren. Foto: Doris Spiekermann-Klaas

sicher keine Sklaven auf fernen Plantagen besessen. Ich habe keinen Kolonialistenopa, der beim Massaker in Amritsar den Schießbefehl gegeben oder Kenianer in Lagern gefoltert hat. Und trotzdem gehört diese Mordgeschichte zu mir, kann ich nicht stolz auf ein Land sein, dessen Geschichte so aussieht. Geschweige denn auf ein Land, in dem 52 Prozent so sehr gegen Immigration sind, dass sie freiwillig die eigene Wirtschaft torpedieren.

Nun muss ich mir wohl die zweite historische Bürde aufladen, wenn ich für mich und meine Tochter Stabilität wünsche. Nur die deutsche Staatsbürgerschaft schützt mich als baldige Nicht-EU-Bürgerin vor der Pflicht, regelmäßig der Ausländerbehörde Bericht zu erstatten. Ich werde wohl den Deutschtumstest machen müssen, vor dem ich mich so gescheut habe, ich werde mich zur Freiheitlich-Demokratischen Grundordnung bekennen müssen – wie kein Biodeutscher – und ich werde mich für die deutsche Vergangenheit schämen müssen. Und es wird kein Fremdschämen mehr sein.

— Katy Derbyshire ist literarische Übersetzerin und lebt in Berlin. Unter anderem übersetzte sie Bücher von Christa Wolf und Inka Parei. Ihre englischsprachige Version von Clemens Meyers „Im Stein“ erscheint am 3. Oktober in Großbritannien.

Zählen und sammeln: Maria und Natalia Petschatnikov lieben Serien – ob als Bilder oder Skulpturen. Ein Atelierbesuch

VON GUNDA BARTELS

Tropfnasses Grün, auf dem Asphalt wirft der Sommerregen Blasen, jedes Auto lässt Gischt spritzen. Die Straße Alt-Mariendorf ist ein einziges Gurgeln. Das hier ansässige Museum Tempelhof befindet sich in einem weiß getünchten Häuschen, das einmal die alte Schule an der Dorfau war. Einer dieser Orte, die Vergangenheit atmen, Vergessen und Erinnern. Die nach Leder, Holz und Lehm riechen, besonders an einem Regentag. Oben ist die Dauerausstellung des Heimatmuseums zu sehen, die bäuerliche Vergangenheit und Industriegeschichte. Im Erdgeschoss sitzt die kommunale Galerie, betreut vom Haus am Kleistpark. Hier mischt sich der Aura des Hauses ein Geruch von Ölfarbe bei.

„Collecting the City“ heißt die Installation. Sie bezieht den gesamten Raum ein, der bestimmt mal ein Klassenzimmer war. Gestaltet haben ihn die Schwestern Maria und Natalia Petschatnikov. Der mit Papier bedeckte Boden ist mit Farbe bemalt, die Wände beklebt, an den Stirn- und Längsseiten stehen und stapeln sich auf Gemälden. Nebeneinander auf Leisten an der Wand, auf dem Boden, hintereinander, übereinander, gruppiert, vereinzelt. Sie ergeben ein Bild – des Trecento-Raums im Bode-Museum oder einer Flohmarktszene im Mauerpark – realistisch gemalt, doch in der Wirkung fragmentarisch. Die Übergänge, die Anschlüsse stimmen nicht. Zwischen den bemalten Metallplatten gibt es Lücken.

Die Zwillinge Petschatnikov produzieren ihr subjektives Puzzlespiel der Stadt. Mit seiner Faszination für die Malkunst, für Stillleben alter Meister scheint es nirgends besser hinzupassen als in dieses verwunschene kleine Museum.

Die im Raum verteilten Gemälde sind ein Zitat ihrer eigenen Ateliersituation. Zusammen mit den Bildern vom Bode-Museum und dem Mauerpark-Flohmarkt ergibt sich ein assoziativer Ort, der zugleich öffentlich ist und privat, vergangen und gegenwärtig. Eine universelle Schnittmenge der Urbanität.

Staub und Getöse großer Baustellen hängen in der heißen Luft. An der Ecke Brückenstraße wühlt sich ein Abrissbagger in die offene Flanke eines Hauses. Die Rungestraße in Mitte atmet Veränderung. Ein Plakat preist „Be-Mitte“-Eigentumswohnungen an. Nebenan kampfere Plakate an der Altbaufassade. „Hallo Käufer, hier erwarten Sie Rechtsstreitigkeiten!“ Im Hinterhof liegt das Atelierhaus des Berliner Berufsverbands Bildender Künstler, in dem die beiden Petschatnikows mit Blick auf den wachsenden Rohbau arbeiten. Das städ-



Viele Farben Grau. Die Zwillinge Petschatnikov verzichten in ihren Stillleben (unten Ansichten aus „Collecting the City“) auf Menschen. Außer, die Vorlagen sind Büsten. Als Betrachter kommen sie sowieso ins Spiel. Die Hunde in ihrem Atelier gehören zur Arbeit „Dogs“ (2011). Einen Monat lang fotografierten sie täglich einen Hund und fertigten Plastiken.

Fotos: Thilo Rückes, Gerhard Haug/Promo (2)

tisch subventionierte Atelierhaus sei das letzte im Bezirk, erzählen sie, die anderen wurden verdrängt. Als sie vor sechs Jahren nach Berlin kamen, waren sie glücklich, hier einen Platz bekommen zu haben. Zwei Jahre dürfen sie noch bleiben, dann sind die acht herum, die jeder Künstler Mieter sein darf. „Ein Luxus“, sagen die 1973 in Leningrad, dem heutigen Sankt Petersburg, geborenen Zwillinge.

Zeichnen und Malen haben die polyglotten, ab dem Alter von 17 Jahren in den USA und Frankreich ausgebildeten und in vielen europäischen Ländern zeitweilig ansässigen Töchter einer Kindertheaterdirektorin und eines Filmproduzenten einst in der Kindermalschule der Eremitage gelernt. Dort haben sie auch

schon in jungen Jahren ausgestellt. „Unser Held war Rembrandt, nicht Lenin.“

Dieser Kindertraum Eremitage habe die Grundlage für alles gelegt, erzählen sie. Fürs Künstlertum, die Arbeits- und Lebensgemeinschaft, die zwischen Malerei, Plastik und Installation changierende Arbeitsweise, die kunsthistorischen Zitate, das Interesse für Geschichte und vor allem für das Gefühl, Museen überall auf der Welt sowohl als Heimat wie Spielwiese zu betrachten. Selbstverständlich auch in Alt-Mariendorf. „Wir lieben altmodische Museen, die noch nicht mit all diesen interaktiven Funktionen ausgestattet sind“, sagt Natalia. „Wir sind Sammler. Für uns sind das inszenierte Räume, genau wie unsere Ausstellungen“, erklärt Maria. „Wir reagieren auf Räume“, er-

gänzt wiederum Natalia. Die spezielle Aura von Museumsräumen stelle eine Verbindung zwischen privater und öffentlicher Sphäre her.

In „Collecting the City“ repräsentiert das Bode-Museum die ordentlich sortierte Vergangenheit, die Stuhlgruppe, die sich auf dem Flohmarkt in einer Pfütze spiegelt, steht für die unsortierte Vergangenheit und Gegenwart. Der Mauerpark sei ein theatralischer Ort, der reinste Fellini-Film, so Natalia. Bei den Petschatnikows ist er menschenleer, Porträts interessieren die beiden nicht. „Und das Atelier ist der Ort des Denkens und Sammelns“, fügt Maria hinzu. Immer wieder bringt die eine der eloquenten und witzigen Schwestern einen Gedanken zu Ende, den die andere zu spinnen begon-

nen hat. Ihre Arbeitsgemeinschaft des künstlerischen Sammelns und Vermessens der Welt schließt auch das Erklären derselben mit ein. Anders als es das Klischee vom egomanischen Künstler will, haben sie untereinander nie Konkurrenz empfunden. Ihr Credo lautet: „Wir machen gemeine Sache.“ So wie beispielsweise auch ein anderes Künstler-Zwillingpaar – die Tobias Brothers.

Maria und Natalia Petschatnikov sind Serientäterinnen. In vorherigen Arbeiten kamen 100 Vögel, 50 Euroscheine, 24 U-Bahnhöfe oder 30 Hunde vor. Stets fertigen sie zuerst Fotografien an, bevor sie diese als Skulptur oder Gemälde umsetzen. Gerade laufen die Planungen für ein Projekt 2017 auf Einladung der Stiftung Berliner Mauer: eine Installation aus 1000 Krähen auf dem abgeernteten Roggenfeld an der Kapelle der Versöhnung in der Bernauer Straße.

„Zahlen sind wichtig für uns,“ sagen die beiden, „sie geben uns einen Grund, etwas zu tun, und setzen zugleich eine Grenze.“ Außerdem gehe es um die Logik innerhalb einer Serie. Sie haben sämtliche Bahnhöfe der U-Bahnlinie 8 in einer Gemälde Serie abgebildet, um die Differenzen zu erkennen. Danach haben sie plötzlich ganz von allein die zu Mauerzeiten von den Zügen im Schleichtempo durchfahrenen Geisterbahnhöfe erkannt.

Ihr Held war Rembrandt, nicht Lenin, sagen die gebürtigen Russinnen

Ist das Sammeln also nach guter alter Gelehrtenart der Versuch, die Welt zu verstehen? Da nicken sie. Aber nicht nur das. Diese Technik gebe den Menschen die Möglichkeit, ihre eigenen Regeln und Klassifikationen der Welt zu installieren. Die Stadt lässt sich anders erzählen, indem man Gegenstände aus ihrem Kontext löst: so wie jene 30 Hundepastiken, die nach Fotos geformt wurden, die sie einen Monat lang täglich angefertigt haben.

In der Original-Installation tragen diese grauen, gesichtslosen Wesen echte Hundeleinen. Nur, dass diese straff gespannt im luftleeren Raum stehen bleiben. Kein Herrchen nirgends am anderen Ende der Leine, was der auf den ersten Blick verspielt wirkenden Alltagsmeute eine ironisch-bedrohliche Wendung gibt. Auf Irritationen dieser Art haben es die Petschatnikows abgesehen. Und darauf, den Nimbus der Malerei zu brechen. Deswegen stapeln sie die Bilder, auf Böden und Leisten oder stellen den Betrachter wie in Tempelhof – mitten hinein.

An der Atelierwand hängt schon die nächste Serie: fein ausgeführte Aquarelle auf Polyesterfolie, die wie in einem Storyboard Szenen ihrer meist in Litauen verbrachten Kindheitssommer zeigen. Es soll der erste Animationsfilm der Petschatnikows werden. Ihr nächstes Welterklärmedium.

— Galerie im Tempelhof Museum, Alt-Mariendorf 43, bis 3.7., Mo-Do 10-18 Uhr, Fr 10-14 Uhr, So 11-15 Uhr. Am 3.7. sind die Künstlerinnen von 14 bis 15 Uhr anwesend.

Selbst die Vögel singen mit

Tschechischer Abend in der Waldbühne: Die Berliner Philharmoniker feiern ihren Saisonabschluss, Yannick Nézet-Séguin dirigiert – und die Berliner packen die Picknickkörbe aus

Zwitschernde Vögel, sanfte Sommerluft und ein Abend voller Großstadtzauber: Wenn sich die Berliner Philharmoniker alljährlich in der Waldbühne mit ihrem Open-Air-Konzert in die Sommerpause verabschieden, ist das ein echtes Ereignis. Und während man anderswo mit der deutschen Nationalmannschaft mitfiebert, bängen die Menschen hier nur um eines: das Vorüberziehen der dunklen Wolken am Himmel, damit der „Tschechische Abend“ der Berliner Philharmoniker unter der Leitung von Yannick Nézet-Séguin ungetrübt seinen Lauf nehmen kann.

Der Waldbühnenabend hat sich verändert. Einst konnte man hier mit der ein oder anderen Flasche Champus den Philharmonikern lauschen, während sich in den mitgebrachten Picknickkörben bacchanale Menüs versteckten. Seit einigen Jahren machen penible Taschenkontrollen und strikte Regeln über deren Inhalt den Besuchern das Erlebnis allerdings madig, denn der Inhalt und der Umfang der Picknickkörbe ist streng reglementiert. Schlechte Stimmung scheint da vorprogrammiert.

Umso überraschender ist der Moment, in dem man tatsächlich die berechtigten Kontrollen erreicht: Schneller Einlass, unkomplizierte Taschenkontrolle. Die wenigen Picknickutensilien in der eigenen Tasche passieren die Überprüfung ebenfalls unbeschadet. Schon eine Stunde vor Beginn des Konzertes sind die Ränge mit gut gelaunten Zuschauern gefüllt. Ein flirrendes, gespanntes Summen schwirrt durch das

Rund der Waldbühne. Alteingesessene Besucher sind wohlweislich mit gemütlichen Kissens ausgerüstet (ganze Konstrukte mit Rückenlehnen werden da auf den Sitzbänken festgeschnallt!) und lassen sich von den Regelungen nicht ihre Traditionen verderben, denn ein Picknick haben sie alle dabei. Und nicht nur das gelöste Treiben vor Beginn des Konzertes, sondern auch der Konzertbeginn ist ein echtes Spektakel: Der Dirigent schreitet auf die Bühne, und schlagartig tritt eine so disziplinierte Stille unter den knapp 20.000 Besuchern ein, dass man die Blätter im Wald rauschen hört.

Der gefürchtete Regen, der sich zunächst am Himmel abgezeichnet hatte,

bleibt zum Glück aus. Das Wasser plätschert allerdings in einer wesentlich schöneren Form auf die Bühne, denn die Philharmoniker eröffnen den Abend mit den sanften Flötenklängen von Bedřich Smetana „Die Moldau“ und sorgen damit direkt für träumerisch-leichtes Schwelgen im Publikum. Wer jetzt noch säuerliche Stimmung hat, dem ist auch nicht mehr zu helfen.

Dann mischt die Violinistin Lisa Batiashvili mit Antonín Dvořáks „Romanze für Violine und Orchester in f-Moll“ die Waldbühne auf. Batiashvili beweist einen erfrischenden Mut zu knalligen Tönen: Da verwandelt sich so manches Staccato in ein lautes Kratzen, das sich hervorragend mit der temperamentvollen Klang-

farbe des Stückes verträgt und ihm damit ein einmaliges Drängen verleiht.

Zum zweiten Konzertteil hat sich bereits der Abend über die Waldbühne gelegt, zahlreiche Teelichter sind auf den Rängen zu sehen. Die Philharmoniker stimmen Dvořáks 6. Symphonie an. Genau das richtige romantisch-folkloristische Stück für diesen Abend. Im zweiten Satz stechen die Bratschen mit einer wuchtig-warmen Klangfarbe hervor und sorgen für ein wohliges Schaudern, während im Hintergrund die Vögel einstimmen. Wie schön so ein Hauch von Kitsch doch sein kann!

Es muss wohl ein Geheimnis bleiben, warum sich eine ganze Reihe von Zuschauern um Schlag 10 Uhr von ihren Plätzen erhebt und den Ausgang sucht. Denn das nachfolgende Scherzo und das Allegro con spirito im Finale verführen das verbliebene Publikum zum freudigen Mitwippen und Schunkeln. Dank ist ein tosender Schlussapplaus.

Die erste Zugabe mit Dvořáks achtem slawischen Tanz mutet wie eine Reprise der gerade verklungenen Symphonie an, stand das Hauptmotiv des Tanzes doch Pate für das Scherzo der Symphonie. Zum Abschluss darf natürlich die traditionelle Paul-Lincke-Hymne „Berliner Luft“ nicht fehlen, Nézet-Séguin dirigiert den Abschluss mit ganz stileicht im Deutschland-Trikot. Das Publikum entzündet Wunderkerzen, die Textfetzen „Luft, Luft“ und „Duft, Duft“ hallen durch die Ränge. Ein Abend in Berlin, wie er schöner kaum sein könnte.

LISA-MARIA RÖHLING



Stillecht. Für Linckes „Berliner Luft“ legt Dirigent Yannick Nézet-Séguin prompt das Deutschlandtrikot an. Foto: Eventpress Hoensch

Passagen

Osteuropäisches Theater im Kunstquartier Bethanien

Die kroatische Dramatikerin Ivana Sajko, die bulgarische Regisseurin Silvia Petrova und der slowenische Performancekünstler Janez Janša gehören zu den Gästen der Langen Nacht des Osteuropäischen Theaters, zu der das deutsche Zentrum des Internationalen Theaterinstituts (ITI) am 8. zum 9. Juli ins Kunstquartier Bethanien einlädt. Die Lange Nacht bildet den Auftakt des Projekts „Passage 23“ E“, mit dem das ITI in den nächsten Jahren entlang des 23. östlichen Längengrades zwischen Helsinki und Athen einen Austausch über das zu Theater anregen will. Dabei arbeitet man mit Kultur- und Theaterinstitutionen aus Polen, Tschechien, Ungarn, aus Griechenland, Slowenien, Litauen zusammen.

Was sind die Themen der Künstler in Ljubljana, Vilnius oder Prag? Was sind ihre kulturellen und politischen Kontexte in Budapest, Belgrad oder Sofia, was ist ihr Blick auf Europa? Das ITI hat dazu auch Schriftsteller, Dramatiker und Theaterwissenschaftler eingeladen. Das Filmprogramm reicht von Krzysztof Warlikowski Inszenierung „(A)pollonia“ über Arpad Schillings „Blackland“-Inszenierung bis zu Produktionen des litauischen Regisseurs Oskaras Koršunovas und des estnischen Theaters NO 99.

In Westeuropa hat man ein wenig den Kontakt zur Theaterkultur der östlichen Nachbarländer verloren, meint das ITI. Und das gilt nicht weniger für Finnland und Griechenland. Trotz vieler internationaler Festivals braucht der Austausch einen neuen Anstoß, besonders auch in Berlin. Tsp